

„Scheint! ja, es scheint sich wohl und woher scheint es? Thun Sie mir doch die Ehre, ehrliche Haut, mir das zu sagen!“*)

Unser Inquirent bringt, wie oben gezeigt worden ist, diese Verhöhnung zu Protokoll, an dessen Rand die darauf erfolgte Strafe bemerkt wird. Weitere Unverschämtheiten können aus dem obigen Grunde von dem Angeklagten nicht gewagt werden und also auch nicht in die Acten kommen. Die Sache wird nun an das betreffende Appellationsgericht verschickt. Der vortragende Referent, der den Angeklagten eben so wenig kennt als den Inquirenten, und also auch nicht weiß, was zwischen dem Angeklagten und dem Inquirenten vorausgegangen ist, und ob dieser, der ein der Hochschule kaum entwachsener Protokollant sein kann, sein Amt mit der nöthigen Würde ausübt, findet in den Acten, daß der Inculpat den Inquirenten „eine ehrliche Haut“ genannt hat, ohne jedoch gehört zu haben, ob diese Worte in dem Tone der Verhöhnung oder in dem der Cordialität ausgesprochen worden sind. Ich richte nun an das Publicum die Frage, ob es möglich ist, daß der gewissenhafte Referent nur im Mindesten aus dieser Aeußerung einen Schluß auf den Charakter des Angeklagten wagen kann? Gewiß nicht und eben deswegen wird es der Referent nicht einmal der Mühe werth halten, diesen Incidentpunct dem Collegium mit vorzutragen.

Wie ganz anders verhält es sich hingegen in dem öffentlichen und mündlichen Verhör, wo der Verbrecher in Gegenwart seiner Richter ungestört seinen bössartigen Charakter entwickeln kann und dem Richter gestattet ist, durch die mit eigenen Ohren gehörten Antworten und durch die, mit eigenen Augen beobachtete Physiognomie und Haltung des Angeklagten in die geheimsten Falten seines Herzens hinein zu blicken.

Hast du noch einen Zweifel darüber, so bitte ich dich, gütiger Leser, noch einmal, das vom Einsender jenes Artikels mitgetheilte Verhör zu lesen. Wie spiegelt sich der Charakter des Angeklagten in der Unzahl frecher und unverschämter Antworten ab, die derselbe unter dem Schutze des öffentlichen Verfahrens, wenn auch nicht ungestraft, doch ungestört während der Sitzung ausstoßen zu können glaubte. Und doch ist dieses Bild nur ein Schattenriß gegen dasjenige, welches du vom Charakter des Angeklagten haben würdest, wenn du selbst der Verhandlung beigewohnt hättest. Nur theile, geehrter Leser, nicht etwa die Ansicht des Einsenders jenes Artikels, daß das öffentliche Gericht, weil es dem Angeklagten während der Sitzung unbedingte Redefreiheit gestattet, von demselben ungestraft verhöhnt und verspottet werden könne. Das ist in keinem Lande, wo öffentliches Verfahren stattfand und noch stattfindet, jemals der Fall gewesen und kann es auch nie sein. Denn so lange der Mensch noch Leben und Gesundheit für ein Gut hält, wird er sich auch über die Kränkungen, die er dem Richter bei dem öffentlichen Schutze dieses Gutes widerfahren sieht, empören und ihn in der Bestrafung solcher Kränkungen nach Kräften unterstützen.

W.

*) In dem fraglichen Artikel nennt der Angeeschuldigte den Präsidenten „Ihr“, was bei uns eine Grobheit sein würde. Ich habe statt dessen „Sie“ gesetzt, da ja das französische vous, dessen sich der Niedrigste gegen den Höchsten bedient, nur durch „Sie“ ins Deutsche übersezt werden kann.

Die Grenztage der Kaiserin Katharina.

(Fortsetzung.)

Die Hühner von Wynnent, die Käse von Rupp und Poter, alle fühlen sich in ihrer festen Verzäunung — ich meine in ihren dicken, schweren, goldenen Rahmen — ganz sicher und kümmern sich wenig um das ewige Scharmüziren und das unaufhörliche Mäkeln und Plündern der Bouvermannschen Soldaten, das der arme Zuschauer in dem nächsten Saale mitten hinein geräth. Es sind hier so viele Schlachtengemälde von Bouvermann, daß man über die Fruchtbarkeit dieses kriegerischen Geistes erstaunen muß; überall der siegreiche Schimmel, überall die wilden Banditen-Physiognomien der Soldaten des dreißigjährigen Krieges, überall die armen geplagten Bauern, das gestörte Hühnervolk, die brennenden Hütten, die vertriebenen Heerden, das zertrümmerte Werk des Friedens. In der That, es ist die Frage, ob Bouvermann mehr Häuser im Brand gesteckt hat oder der dreißigjährige Krieg, und hätte man alles das Pulver, das er nun schon seit 200 Jahren auf seinen zahllosen Gemälden verpufft, man könnte schon manchen Frieden damit stiften. Die Gemälde von Bouvermann gleichen sich alle so sehr, daß, wenn er nicht so gut gemalt hätte, er auch auf einem einzigen Gemälde Alles hätte sagen können, was sein Geist zu sagen hatte. Dabei bleibt es ungewiß, ob er mit diesen Darstellungen, wo die räuberischen Soldaten alle so flott und fix zu Pferde sitzen, daß man Lust bekommt, sich unter ihnen anwerben zu lassen, die armen zerlumpten Bauern mit zerzausten Haaren und ohne Hosen oft so lächerliche Figuren bilden, daß man sie weniger bemitleidet als belächelt, dem Mars oder der Ceres einen Dienst leisten wollte oder ob er, wie wohl am wahrscheinlichsten, bloß dem Historiker sich gefällig erweisen wollte, indem er die gräßlichen Scenen des Bürgerkrieges getreulich überlieferte.

Vor Bouvermanns wilden Landsknechten retteten wir uns zu den ehrwürdigen Häuptern der alten Männer, der Weisen und Schriftgelehrten Rembrandts, von denen hier eine so große Gesellschaft beisammen ist, wie vielleicht nirgendwo. Zwischen Rembrandts und Denners Greisen ließe sich eine sehr fruchtbare Parallele ziehen. Welche erhabene Größe, welche Reizigkeit, welche Klarheit des Geistes noch in jenen, welche Schwächlichkeit und Weichheit bei diesen. Denners Alte sind gutmüthige alte Leute, aber sie haben alle das Gedächtniß verloren, lassen mit schwachen Stimmen unverständliche Worte und sitzen, in Schlaftröcke und Pelze gehüllt, beim Kaffee hinter dem Ofen. Die von Rembrandt dagegen haben ein thatenreiches Leben geführt und sich Verstand, Kraft und Klarheit bis in's achtzigste Jahr erhalten, lauter Männer, viri consulares, greise Kriegshäupter, prophetische Mosesköpfe, erfahrene Gesetzgeber, ergraute Kaiser. Das berühmteste Bild von Rembrandt, das hier hängt, ist die Kreuzabnahme, ein mächtig ergreifendes Gemälde, das jeden Betrachter mit innigem Schmerz und tiefer Trauer erfüllt.

Jenseits des Rembrandtschen Saales sezt man sich zu Schiff und durchfährt die Meeresswellen des Bernetschen Dinsfels, lauter schöne grünliche, kristallene Bogen, die Fischer mit ihnen im Kampfe, trotz des Zürnens der Nereiden, die wohl schmeckende Brut hinauf zu locken in Todesgluth. Auch vom